

Zeitschrift: Schweizerische Gehörlosen-Zeitung
Herausgeber: Schweizerischer Verband für Taubstummen- und Gehörlosenhilfe
Band: 44 (1950)
Heft: 3

Artikel: Briefe aus Afrika [Schluss]
Autor: Hepp, J.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-925481>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweiz. Gehörlosen-Zeitung

Herausgegeben vom Schweiz. Verband für Taubstummenhilfe

Offizielles Organ des Schweiz. Gehörlosenbundes (SGB)

Erscheint am 1. und 15. jeden Monats

Jahresabonnement Fr. 6.—

Postscheckkonto VIII 11319

Briefe aus Afrika

Elefantenfleisch (Schluß)

Kein Elefant läßt sich blicken. Die Schüsse haben die ganze Herde verscheucht. Sie wird nicht sobald wieder in diese Gegend zurückkehren. Wir folgen dem Pfad, den sie auf der Flucht eingeschlagen hat. Er führt zuerst einer steilen Halde entlang, dann durch eine verwüstete Bananenpflanzung, dann wieder durch Wald. Und jetzt erreichen wir die Stelle, wo der erste Elefant den tödlichen Schuß erhalten hat und zusammengebrochen ist. Er liegt auf seiner rechten Seite und streckt die linken Beine in die Luft. Schade um das gewaltige Tier! Wir überlassen es den Negern, welche an der Ueberlandstraße nach Stanleyville arbeiten.

Etwa hundert Meter weiter unten stoßen wir auf den zweiten toten Elefanten. Er liegt auf den Knien. Es ist, als ob er bloß schlief. Zwölf Mann erhalten den Auftrag, ihn zu schlachten. Sie lösen zuerst viereckige Stücke der Haut ab und zerlegen dann das Tier mit Buschmessern und Aexten. Sie tun es nicht kunstgerecht wie richtige Metzger. Jeder schneidet nach Belieben drauflos.

Die übrige Mannschaft räumt alles Gebüsch und Gras ringsum weg. Nur die dicken Bäume bleiben stehen. Im Nu haben sie so einen großen freien Platz geschaffen. Dann holen sie aus der Nähe Blätter von wilden Bananen und decken den Boden damit. Auch diese Arbeit ist rasch getan. Denn die wilden Bananen sind häufig und tragen Blätter, die bis vier Meter lang und in der Mitte 80 bis 90 Zentimeter breit werden.

Schon ist Mittag vorbei. Von allen Seiten rücken nun die Neger unserer Pflanzung an. Sie haben heute um 11 Uhr frei bekommen, damit sie an der Verteilung des Fleisches teilnehmen können. Viele haben ihre Frauen oder ihre halbwüchsigen Kinder hergeschickt. Sie dürfen aber den freigelegten Platz vorläufig noch nicht betreten. Unsere Aufseher, ältere zuverlässige Neger, sorgen für stramme Ordnung.

Unterdessen haben die «Metzger» den Elefanten in Tausende von Stücken zerlegt. Die Aufseher machen daraus Häufchen von je ungefähr zehn Kilo und legen sie in Reihen auf die ausgebreiteten Blätter. Zu jeder Portion gehören ein großes Stück Fleisch, ein Stück Knochen und einige Fetzen Darm, Lunge, Leber usw. Der Dünndarm wird stückweise und samt dem Inhalt verteilt. Denn aus diesem bereiten die Negerfrauen eine «köstliche» grüne Suppe.

Viele unserer Arbeiter sind Ruandaneger, die aus dem Osten kommen und kein Elefantenfleisch essen. Wir hoffen darum, mit 300 Portionen auszukommen. Aber die Zahl der herbeigeeilten Neger schwillt plötzlich unheimlich an. Und keiner der Berechtigten will leer ausgehen. Es bleibt gar nichts anderes übrig, als die Beute in 400 Portionen aufzuteilen. Das heißt, wir müssen die schon bereitgelegten Fleischhäufchen etwas kürzen.

Um 13.30 Uhr kann die Verteilung beginnen. Rings um den Platz stehen wohl 500 Schwarze. Zu unsern eigenen Leuten haben sich noch Zuschauer aus den Nachbardörfern gesellt. Alle sind voller Erwartung und schwatzen so laut, daß man einander kaum mehr versteht. Keiner darf sich vordrängen. Unsere Aufseher weisen jeden, der den Fleischhäufchen zu nahe kommt, mit ihren Stöcken scharf zurück.

Nun treten die Vertrauensleute der drei Abteilungen unserer Pflanzung mit den Lohnlisten vor und rufen Namen um Namen laut aus. Jedem wird der Reihe nach eine Portion zugeteilt. Die Aufseher, Träger und Schreibgehilfen erhalten deren zwei. Sie dürfen ihre Anteile zudem selbst auswählen. Gewöhnlich ziehen sie die Füße vor. Elefantenfuß scheint für die Neger ein Leckerbissen zu sein. Herr L. als Jäger begnügt sich mit den beiden Schwanzquasten, die er als Andenken behalten wird.

Die Aufseher passen scharf auf, daß sich ja keiner Stücke des Nachbarhaufens aneignet. Alles geht in Ordnung vor sich. Nur zuallerletzt gibt's einen kleinen Auftritt. Ich sehe plötzlich einen Haufen Leute auseinanderstieben. Was ist geschehen? Eine Frau hat ein Stück zu viel genommen. Sie leugnet zuerst hartnäckig. Erst als sie Schläge bekommt, gibt sie das gestohlene Gut heraus. Nun muß sie zur Strafe auch ihre rechtmäßige Portion hergeben. Wie ist sie wohl abends von ihrem Manne empfangen worden?

Die einen versorgen ihren Anteil ordentlich in Körben. Andere werfen ihr Fleisch ohne weitere Verpackung in einen schmutzigen Kartoffelsack. Noch andere wickeln es in ein Stück Bananenblatt ein und verschnüren es mit Bast. Einer zerschneidet seine Portion in viele kleine

Stücke, macht Löcher hinein und reiht sie an seiner Lanze auf¹. Es hat auch solche, die zu faul sind, ein sauberes Blatt zum Einwickeln zu suchen. Sie heben Rippen verfaulter Blätter vom Boden, binden ihr Fleisch damit zusammen und tragen es ohne Hülle heim.

Zwei Neger sind immer noch damit beschäftigt, mit Aexten die zwei Stoßzähne aus dem Schädel herauszuhauen. Sie hämmern drauf los, als müßten sie den Wurzelstock einer alten Eiche zerstückeln. Einzelne Frauen lesen die Knochenspäne zusammen. Auch die herumliegenden Hautfetzen verschmähen sie nicht. Was man nicht essen kann, gibt wenigstens Suppenbrühe. —

Um 15 Uhr brachen wir auf. Ich war froh, als ich unser Auto wieder erblickte. Mein ganzer Körper schmerzte. Das eigenartige Erlebnis im Urwald hatte mir auch den Appetit genommen. Zum erstenmal seit meiner Ankunft in Afrika ging ich ohne zu essen und vorzeitig zu Bett. Trotzdem reute es mich keinen Augenblick, daß ich mitgegangen war. Denn an jenem Tag habe ich viele neue Eindrücke von Innerafrika und seinen Bewohnern gewinnen dürfen, die ich nie vergessen werde.

J. Hepp

Die Geschichte einer reinen Liebe

9.

Der Mensch ist nämlich ein kuriozes Kamel.

Felix brachte eine Schafschere, die er geliehen hatte, auf den Nägelboden zurück. Schlau hatte er das gemacht. Er wußte nämlich, daß Aenneli die Kinder allein hütete: denn Sepp und Bethi waren auf dem Felde.

Er klopfte an. Aenneli tat auf, und Felix wollte in die Stube treten. Aber Aenneli hieß ihn draußen bleiben. Es wußte, daß ringsum böse Leute lauernde Augen hatten, um ihm Schlechtes nachzureden, wenn es mit Felix in die Stube ginge. Das machte ihm angst, und Felix selber machte ihm noch himmelangster. Das Herz klopfte ihm, als stünde ein Räuberhauptmann vor der Türe und dreißig Spießgesellen hinter ihm.

Da ward Felix böse. «Gefressen hätte ich dich nicht!» schnauzte er hässig. «Da, nimm die Schere! Magst doch nicht warten, bis du mir wieder den Rücken siehst (bis ich fortgehe)! Aber fragen will ich dich jetzt doch, was Teufels ich dir zuleide getan habe, daß du den Egli-Hannes nicht verklagen willst? Soll ich schuld sein am Unglück? Ich

¹ Die Neger nehmen auf ihren Ausgängen und Wanderungen meist ein Buschmesser, eine Lanze oder wenigstens einen Knotenstock mit.